

Raffaella Romagnolo
Wir gehen mal los

ROMAN

Aus dem Italienischen von
Peter Klöss

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2019 bei
Pelledoca Editore, Milano, unter dem Titel ›Respira con me‹
Copyright © 2019 Pelledoca Editore srl.
This book was negotiated through the agent Anna Becchi
Covermotiv: Illustration von Tithi Luadthong
Copyright © Tithi Luadthong/FreePik

Die Übersetzung dieses Werks wurde gefördert
durch ein Arbeitsstipendium des Deutschen Übersetzerfonds

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
80/26/44/1
ISBN 978 3 257 07389 8

*Für Aron und Alenie Benetti,
mögen sie nie aufhören,
sich bei der Hand zu halten*

KAPITEL I

Mit dem Kopf woanders

Eins steht fest für Amedeo: Der Ingenieur Giandomenico Ghisleri, sein Vater, ist ein Arsch. Hätte er ihm nicht einfach das Computerspielen verbieten können? Zwei Wochen keine Playstation, so wäre das bei normalen Eltern gelaufen. Aber bei den Ghisleris ist überhaupt nichts mehr normal.

Vierzehn Tage ohne Playstation wären hart, aber akzeptabel. Oder zwei Wochen Auftragen-Abtragen-Geschirrspülen-und-Abtrocknen. Oder keine Schokolade, keine Cola, keine Tiefkühlpizza. So hätte *sie* entschieden, sie bevorzugt *erzieherische* Bestrafungen. Der Ingenieur ist für Folter. Wie sonst soll man das Programm nennen, das ihm sein Vater präsentiert, als er am Freitagnachmittag vom Elterngespräch nach Hause kommt?

»Punta Liberté, 3453 Meter.«

Amedeo spinkst durch das Büschel Haare, das er in den letzten Monaten vor seinen Augen hat wachsen lassen. Eine Markise aus Locken, ein brauner

Bausch, der sich an Regentagen zu einem weichen, rauschenden Vorhang bläht.

Jetzt schneid dir doch mal die Haare, predigt der Ingenieur jeden Abend.

Da kannst du blind werden!, sagt Lorenzo, sein kleiner Bruder.

Wenn die Leier mit dem Haareschneiden losgeht, lässt Amedeo das Kinn auf sein Brustbein sinken, als wollte er Ja sagen. Aber durch die Bewegung fällt auch das restliche Haar nach vorn, sodass man gar nichts mehr von seinem Gesicht sieht: nicht die blauen Augen seiner Mutter Anna, nicht Papas Hakennase, nicht den Bogen aus Pusteln, der sich von der Stirn bis zur Wange zieht. Und dieser braune, sich schlagartig schließende Vorhang ist wie ein »Nein«. *Nein, vergesst es, die werden nicht geschnitten!*

»Als ich zum ersten Mal auf der Punta Liberté war, mit Opa, da war ich genauso alt wie du jetzt«, fährt der Ingenieur fort. »Es ist der Wahnsinn da oben, dreihundertsechzig Grad Rundumblick über die Berge, auf der einen Seite Italien, auf der anderen Frankreich.«

Opa Amedeo Filiberto Maria Ghisleri, Oberstleutnant der Gebirgsjäger, starb, bevor Amedeo geboren wurde. Von ihm geerbt hat er den peinlichsten Namen im Klassenbuch. Jeden Morgen zu

Beginn der ersten Stunde wiederholt sich mit leichten Abwandlungen die immergleiche Szene.

»Benetti, Claudio«, beginnt der Lehrer den Namensappell.

»Anwesend.«

»Bidar, Khadija.«

»Anwesend.«

»Bottini, Pierluigi.«

»Anwesend.«

»Colombo, Lucilla.«

»Ja.«

»Deac, Iulian.«

»Da.«

»Fusco, Giorgio.«

»Da.«

»Ghisleri, Amedeo Filiberto Maria.«

»Da da da – alle drei!«, trompetet Francesco Zaccuri, das Sackgesicht.

»Lass den Unsinn, Zaccuri. Ghisleri, bist du da?«

Morgen für Morgen. Denn Amedeo Filiberto Maria Ghisleri schwänzt nie. Also, fast nie. Jedenfalls nicht mehr. Wenn die Namen aufgerufen werden, würde er sich am liebsten in Luft auflösen. Aber weil er das nicht kann, wippt er nur kurz mit der Stirnlocke, die Lehrer geben sich inzwischen damit zufrieden.

Auch jetzt würde er sich gern in Luft auflösen

und – den Blick starr auf den Bildschirm geheftet und Heavy Metal in den Ohren – am liebsten vor seinem verdutzt dreinschauenden Vater verschwinden, einfach so: puff! Zu einem Wölkchen aus glitzernden Pixeln werden wie die Monster in seinen Videospiele. Stattdessen legt er die Hand ans Ohr und formt mit den Lippen: »Ich-hör-dich-nicht.« Er darf sich jetzt nicht ablenken lassen, ein Wesen mit scharfen Zähnen und entschlossenem Blick fordert ihn heraus. Auf den unteren Levels ist ihm so eins noch nie begegnet. Mit welcher Waffe soll er es abschießen?

»Auf 1250 Metern laufen wir los, wo die Asphaltstraße endet. Von da geht's rauf zur Fontanafredda-Hütte, auf 2300 Meter. Drei Stunden dauert das. Vier, wenn's auf dem Abschnitt mit den Drahtseilen länger dauert. Vielleicht auch fünf, wenn wir am Pian del Bosco Vecchio Rast machen und ein Sandwich essen. Dann Abendessen, eine Mütze Schlaf, Frühstück und Aufstieg zum Gipfel. Zurück geht's fix, durch das Tal der Nera. Ein atemberaubendes Geröllfeld, da geht's ab, Junge. Das wird dir gefallen.«

Amedeo sagt nichts, die Zahl der pulverisierten Monster wächst langsam, aber stetig.

»Tapetenwechsel. Du brauchst mal ein bisschen Abenteuer.«

Ein besonders abstoßendes Wesen erscheint auf dem Bildschirm, die Augen leuchten textmarkergrün, aus dem Mund läuft ihm kotzgelber Sabber.

»Konzentration aufs Wesentliche: zwei Tage nur das Ziel vor Augen. Wahnsinnig befriedigend ist das, du wirst sehen.«

Das sabbernde Monster ist ein harter Brocken. Konventionelle Waffen kitzeln es nur.

»Verstehst du, Ame?«

»Ich. Hör. Dich. Nicht«, entgegnet Amedeo, ohne den Controller loszulassen.

Jetzt reicht es dem Ingenieur Ghisleri. Er schließt die Augen, holt tief Luft, reißt die Kopfhörer am Kabel und pfeffert sie gegen die Wand. Amedeos Handy fliegt hinterher wie eine Ratte, die am Schwanz geschleudert wird. Die Stimme des Sängers krächzt metallisch.

»He, was soll –«

»Ich sag's dir im Guten, Ame. Ich habe vorhin mit deinen Lehrerinnen für Italienisch, Englisch und Mathe gesprochen. *Anwesend ist er schon, aber er wirkt, als wäre er gar nicht da. Nicht, dass er stören würde, er ist nur mit dem Kopf woanders.* Ich habe genug von deinen Marotten, Ame. Von jetzt an wird getan, was ich sage.« Auf dem angespannten Kiefer zeichnet sich der Schatten seines Bartes ab, der seit ein paar Monaten ergraut ist.

»Du machst jetzt das Ding da aus, und dann gehst du auf den Dachboden, suchst deine Bergstiefel, holst deinen Rucksack runter und packst ein: Unterwäsche, Ersatzhemd, Zahnbürste, Zahnpasta, Sonnenbrille, Handschuhe, Mütze und die dicke Jacke. In einer halben Stunde wird zu Abend gegessen. Um zehn machst du das Licht aus. Wecker auf halb fünf.«

Zu Befehl, Herr Oberst, denkt Amedeo und widersteht mit Mühe der Versuchung, zu salutieren, er will sich keine fangen. Beim Abendessen ist sein Vater schon wieder zuckersüß (*Möchtest du eine Pizza Ricca Delizia mit Käse und Speck oder lieber eine Napoli Salsiccia mit Pommes?*). Doch als er um Viertel nach zehn noch einmal in sein Zimmer kommt, ist er wieder ganz der Drillsergeant: Er schaltet die Nachttischlampe aus, zieht den Stecker aus der Steckdose und nimmt sie zusammen mit Ames Smartphone mit. Ohne ein Wort.

»Lass uns darüber reden.« (Vor einer Tasse heißer Milch mit viel Kakao.)

»Stimmt etwas nicht, Ame?« (Eine Scheibe Brot butternd.)

»Ist es wegen eines Mädchens?« (Errötend.)

»Alles in Ordnung mit deinen Schulkamerasen?« (Während sie in der Spüle Gemüse wäscht)

oder mit energischen Armbewegungen das Püree umrührt und die Haarlocke wegbläst, die sich aus ihrem Pferdeschwanz gelöst hat.)

Sie bevorzugt den *Dialog*.

In aller Herrgottsfrühe verlassen Vater und Sohn am nächsten Morgen das Haus. Ihr Atem lässt kleine Dampfwolken in der noch nächtlichen Luft aufsteigen. Das ist also die Morgendämmerung, denkt Amedeo und betrachtet die rötlichen Streifen am Horizont jenseits der Lagerhallen, die sich wie große schlafende Tiere über dem Wohnhaus der Familie Ghisleri am südlichen Stadtrand von Mailand erheben. Hat er je schon mal die Sonne aufgehen sehen?

Der Wagen schießt über die leere Autobahn. Entlang den Leitplanken transportieren Hochspannungsleitungen elektrischen Strom – straffe, pulsierende Tentakel, die Kilowatt um Kilowatt ins Herz der großen Stadt pumpen. Die langen Linien vor dem düsteren Tiefrot des Himmels erinnern ihn an Bilder, die er in der Schule gesehen hat, Atompilze, Kernexplosionen. (Wenn die Lehrer nicht länger seinen Blick suchen, wenn sie endlich das Whiteboard einschalten, das Licht ausmachen und etwas vorführen, dann beginnt für Amedeo die beste Zeit. Im Halbdunkel kommt er hinter seiner

Stirnlocke hervor, entspannt sich und schaut zu. Er lernt. Unbeobachtet. Er lernt am besten, wenn niemand zuschaut, das weiß er, das hat er begriffen. So wie jetzt, an den Rand des Beifahrersitzes im alten Ford gekauert, mit Kopfhörer und Kapuze: Unbeobachtet vom Ingenieur, nimmt er die Farben der Morgendämmerung in sich auf, die Straße, die Texte der Songs.)

Eine gute halbe Stunde lang lässt Amedeo seine Gedanken von der Musik betäuben. Gitarre, Schlagzeug, *I don't know whether I was the boxer or the bag*. Ich weiß nicht, bin ich der Boxer oder der Sack? Dann schläft er ein.

Die Hand seines Vaters auf seinem Knie weckt ihn. Er öffnet die Augen und ist geblendet. Der Himmel, die Wiesen, die Hügel ringsum – alles ist lichtdurchflutet. Ab und zu ein Baum, Reihen von Reben mit gelben und roten Blättern. Der Ford schleppt sich bergauf, hier und da glänzen Häuserfenster wie Spiegel. Der Ingenieur sagt etwas wie: *Was für ein Anblick, Ame!* Aber das stellt sich Amedeo nur vor, denn hören kann er es nicht, das Schlagzeug übertönt alles. Er muss es auch nicht hören, der Ingenieur sagt das immer, wenn der erste Berg vor der Windschutzscheibe auftaucht.

Was für ein Anblick, Anna!

Am Horizont erhebt sich majestätisch und teil-

nahmslos ein grauer Bergkegel. Amedeo schließt die Augen und schläft weiter.

»Was für ein Anblick, Anna.«

Sie antwortet nicht. Den Blick nach vorn gerichtet, krault sie mit der Linken den Nacken des Ingenieurs, direkt am Haaransatz. Ihr Handgelenk ist schmal, wie von einem Kind, die Finger lang und schlank.

»Was für ein Anblick, Anna!«

Sie antwortet nicht. Sie dreht sich zur Rückbank, sieht über die Schulter nach Lorenzo, der mit offenem Mund schläft. Sie lächelt. Dann dreht sie sich ganz um und wirft Amedeo einen Blick zu. Einen einvernehmlichen Blick, der ohne Worte auskommt.

Eine knappe Stunde später hält das Auto vor einer Hütte, die mit flachen Steinen gedeckt ist. In ein Brett in Snowboardform hat jemand die Aufschrift

KAFFEE

WARME UND KALTE SANDWICHES

WALDBEEREN MIT SAHNE

geritzt.

»Und jetzt wird erst mal gefrühstückt«, sagt der Ingenieur in dem fröhlichen Ton, in dem er normalerweise zu Lorenzo spricht.

Amedeo hasst diesen Ton. *Ich bin kein Kind mehr*, würde er ihn am liebsten anranzen. *Ich kappier das auch so!* Widerwillig lässt er sich aus dem Auto gleiten. Seine Beine sind taub, sein Nacken schmerzt. Er dehnt die Muskeln wie Oliver, der Kater, wenn er sich aus einem seiner Nickerchen wachrüttelt.

In der Bar sind keine Gäste. Eine Frau in den Vierzigern mit bonbonrosa Haaren wischt über die Theke.

»Kriegen wir hier einen Cappuccino?«, fragt der Ingenieur.

Ohne mit dem Wischen nachzulassen oder aufzublicken, antwortet Rosa Bonbon: »Zwei?«

Amedeo nickt und zieht die Ohrstöpsel heraus.

»Haben Sie auch Hörnchen?«, fragt der Ingenieur.

»Schaut mal in dem Aufsteller da drüben, da sind vielleicht noch welche.«

Der Ingenieur geht zu dem halbleeren Gestell. Die in Zellophan verpackten Croissants und Marmeladentörtchen sehen aus, als hingen sie da schon mehrere Jahre.

»Und können Sie uns zwei Toasts machen?«

»Der Grill ist in Reparatur«, sagt die Frau, während sie mit der Milchkanne hantiert. Dick wie Sahne strömt der Schaum in die Tassen. »Tut mir

leid, so spät im Herbst kommen kaum noch Touristen her«, fügt sie hinzu.

»Dabei könnte man heute meinen, es wäre Sommer!«, entgegnet der Ingenieur und greift nach einem Aprikosenkuchen. Amedeo entscheidet sich für das Schokocroissant.

»Möglich, aber Ende Oktober müsste es hier oben eigentlich schon längst schneien. Oder wenigstens regnen. Den ganzen Sommer über ist nicht ein Tropfen gefallen.«

An den Fenstern umrahmen rot bestickte Scheibengardinen den stahlblauen Himmel. Amedeo wirft seinem Vater, der gerade mit unbegreiflich guter Laune seinen Kuchen mampft, einen grimmigen Blick zu und beißt ein großes Stück von dem drögen Croissant ab. Zum Glück schmeckt wenigstens der Cappuccino.

»Bei der Sonne glaube ich kaum, dass es heute schneit«, sagt sein Vater mit diesem sympathischen kleinen Lachen. Amedeo hasst es, wenn sein Vater auf sympathisch macht.

Rosa Bonbon widmet sich jetzt wieder dem Wischen des Tresens. Eine Handbreit vor der Tasse des Ingenieurs hält sie mit dem Lappen inne und schaut ihm in die Augen. »Finden Sie das etwa gut?«

Amedeo hört auf zu kauen und beobachtet sie durch seine Stirnlocke hindurch. Die braune Ge-

sichtshaut hat um die blassen Augen kleine Falten, die wie Strahlen zum Haaransatz laufen. Die Lippen sind dünn, blass und rissig. *Sie* würde sie mögen, überlegt Amedeo und beschließt, dass er Rosa Bonbon mag.

»Waren Sie schon mal im Winter in Mailand, Signora? Wir sind zu ewigem Nebel verdammt, für uns sind Tage wie dieser ein Geschenk.«

Er hasst ihn, wenn er um jeden Preis recht behalten will.

Rosa Bonbon schüttelt den Kopf, Amedeo widmet sich wieder seinem Croissant, sein Vater legt ein zweites vor ihn auf den Tresen.

»Na, dann wollen wir mal Muckis aufbauen!«, sagt er und drückt seine Schulter.

Muckis aufbauen: Der Ingenieur muss keine Muckis aufbauen, der spielt jeden Donnerstagabend Fußball in der Halle, und samstagsmorgens fährt er Mountainbike. Die Hand, die jetzt Amedeos Schulter drückt, ist daran gewöhnt, auf steinigen Abfahrten den Lenker sicher festzuhalten.

»So eine Wanderung macht mordshungrig«, fährt er fort und bewegt die Hand von der Schulter zu seinem Schlüsselbein und vom Schlüsselbein zu seinem Nacken. Amedeo zuckt gereizt zusammen. Die Bewegung lässt ihn spüren, wie elend lang und dünn er ist: lange magere Arme, lange dünne Beine.

Keine Puste zum Laufen, in allen Disziplinen die absolute Katastrophe (*Ich in deinem Alter hab die hundert Meter in dreizehn Sekunden geschafft*), auf zwei Rädern, am Ball, unter dem Korb, mit einem Schläger in der Hand, im Schwimmbad, am Netz und beim Schmetterten, und an der Kletterstange erst recht (*Ich in deinem Alter bla bla bla ...*). Gott sei Dank hat der Ingenieur nicht auch noch mit dem Sportlehrer gesprochen, sonst hätte er erfahren, dass Amedeo sich im Turnunterricht immer rausredet.

Ich hab meine Schuhe vergessen.

Ich hab Kopfschmerzen, echt.

Mir ist übel, ich glaub, das kommt von dem Automatenkaffee.

Gestern hab ich mit Fieber im Bett gelegen, ich fühl mich immer noch ein bisschen schwach.

Also, fast immer zumindest. Wenn der Lehrer darauf besteht, gibt es kein Entrinnen. Wenn die Italienischlehrerin über Karl den Großen und seine Paladine schwafelt, kann Amedeo so tun, als würde er zuhören; er kann den Geschichtslehrer ignorieren, der die Klasse mit Päpsten und Kaisern langweilt; während des Englischunterrichts kann er vor sich hin dösen, weil »Missis« sich eh nur an die erste Reihe richtet; und in Mathe kann er sich ausgiebig mit Instagram beschäftigen, während der

Lehrer Formeln an die Tafel kritzelt. Den ganzen Vormittag übersteht Amedeo unbeschadet. Aber wenn der Sportlehrer Ghisleri zum Turnen verdonnert, dann muss er ran, ohne Pardon. Selbst wenn er keine richtigen Schuhe dabei hat. Selbst wenn er bettelt und beteuert, er verspüre ein leises Unwohlsein. Das volle Programm, Kletterstange inklusive.

Eine Hand, andere Hand, dann die Füße, *Knie durchdrücken, Ghisleri*, noch einmal abstoßen, *und jetzt feste mit den Armen ziehen!* Und wenn er endlich die ersten Meter geschafft hat und erschöpft darum fleht, der Herr im Trainingsanzug mit der Trillerpfeife möge sich seiner erbarmen und ihn auf den Linoleumboden der Turnhalle zurückkehren lassen, dann wird ihm plötzlich tatsächlich übel, kaum zwei Meter über der Erde reichen schon. Denn Amedeo Filiberto Maria Ghisleri, Sohn des Ingenieurs Ghisleri, Enkel des Oberstleutnants Ghisleri, Nachfahre von Bezwingern schnee- und eisbedeckter Gipfel, leidet an Höhenangst.

»Papperlapapp«, erwidert der Sportlehrer.

»Papperlapapp«, erwidert der Ingenieur. »Alles eine Frage der Gewohnheit.«

Rosa Bonbon legt den Lappen beiseite, nimmt die leeren Tassen und stellt sie in das mit Untertellern, Gläsern und Löffeln vollgestopfte Waschbecken.

»Ich habe keinen Hunger mehr, Pa.«

»Meinetwegen, dann packen wir's für später ein.« Und an die Frau gewandt: »Können Sie uns vielleicht ein paar kalte Sandwiches zum Mitnehmen machen?«

Das erste Mal wird Amedeo schwindelig, als Lorenzo noch im Bauch seiner Mutter ist. Von unten gesehen ist sie eine einzige riesige runde Wölbung. Sie stehen auf der Terrasse der Großmutter, im vierten Stock. Er will seine kleinen Hände nicht vom Geländer nehmen, kann sich keinen Millimeter rühren. Zwei Tränen zittern in seinen Augen, dann kullern sie ihm über die Wangen. Die Autos unten sehen aus wie Kakerlaken, die ihn zwicken wollen. Der Mittelstreifen ist ein Mund, der sich gleich aufsperrt und ihn verschlucken wird.

»Komm her, gib mir deine Hand«, sagt sie. »Gib mir die Hand, gleich ist es vorbei.«

»Wie möchtet ihr eure Sandwiches?«

»Was haben Sie denn da?«

»Alles, was auf der Speisekarte steht, aber heute kein Schnitzel.«

»Gekochten Schinken und Käse für mich«, sagt der Ingenieur und reicht die Karte seinem Sohn. Amedeo nickt.

»Machen Sie drei. Oder besser vier. Früher oder

später wird er schon hungrig werden, was?«, fährt der Ingenieur fort, wieder sein *sympathisches* Lächeln im Gesicht.

Amedeo hasst es, wenn er über ihn spricht, als ob er es nicht hören könnte.

Rosa Bonbon verschwindet hinter einem Vorhang aus bunten Perlen. Amedeo stößt sich die Kopfhörer wieder ein, während sein Vater die Dekoration an den Wänden begutachtet: vergilbte Fotos von Murmeltieren, Steinböcken, Gämsen, Enzian und Edelweiß; Kreuzstichbilder mit frommen Sprüchen; hölzerne Skier und Stöcke; die Tafel mit den Telefonnummern von Feuerwehr, Rettungsdienst, Apotheke und Bergwacht. Nach fünf Minuten taucht die Frau wieder auf und legt vier in Alufolie eingewickelte Sandwiches auf den Tresen. »Wo wollt ihr hin?«, fragt sie.

»Punta Liberté«, antwortet er. Der Stolz in seiner Stimme lässt Amedeo erröten. *Bitte mach, dass er nicht mit dem Oberstleutnant anfängt.* Rosa Bonbon sucht seinen Blick unter der Strähne. »Du scheinst mir nicht so überzeugt«, sagt sie.

»Das wird sich schon ändern, wenn wir erst mal unterwegs sind«, sagt der Ingenieur. »Was macht das?« Der Junge stellt die Lautstärke so hoch, dass Rosa Bonbon die Klänge von *Just breathe* hören kann.

Atme.

Atme mit mir.

»Der Rest ist für Sie. Gehen wir, Ame. Und mach die Musik leiser!«

Da kannst du taub von werden!, würde Lorenzo sagen.

Die Frau lässt das Wechselgeld in eine Keramikvase mit der Aufschrift TRINGELD fallen und wirft einen letzten Blick auf die gebeugten Schultern des Jungen. »Punta Liberté, habt ihr gesagt, ja?«

Der Ingenieur ist bereits draußen. Amedeo dreht sich um und lächelt matt: »*Liberté* für'n Arsch.«

Die Sonne heizt das Auto auf. Während sie über Spitzkehren drei Kilometer bergan fahren, steigt die Temperatur so schnell, dass der Ingenieur das Fenster herunterlassen muss. »Das ist ja wie im Sommer. Glück muss man haben.«

Der Junge tut so, als hätte er nichts gehört. *There's so much in this world to make me bleed*, säuselt der Sänger. So vieles auf dieser Welt lässt mich bluten.

Der Parkplatz am Ende der Asphaltstraße ist verlassen. In einer Ecke bemerkt Amedeo eine Quelle, die sich in einen großen, ausgehöhlten Baumstamm ergießt. Der Ingenieur stellt den Wagen ab, holt

seine Wasserflasche aus dem Rucksack und füllt sie auf. »Bis zur Hütte kommt keine Quelle mehr«, erklärt er, aber Amedeo antwortet nicht. In einem Dickicht aus Brombeeren und staubigem Laub entdeckt er einen Pfosten mit drei gelben Schildern und schwarzer Aufschrift.

PIAN DEL BOSCO VECCHIO – 1975 m – 2,5 Std. – ●●

FONTANAFREDDA-HÜTTE – 2305 m – 3,5 Std. – ●●

PUNTA LIBERTÉ – 3453 m – 8,5 Std. – ●●▲

Die Schilder weisen in Richtung eines Pfads, der in kleinen Kehren bergauf führt.

Seinem Kater Oliver würde es hier gefallen, denkt Amedeo. Tiefgrüne Stacheln, braune Büschel, eine Schlingpflanze, die den Weg versperrt, rote Beeren, leuchtendblaue Blütenkissen, ein Bett aus trockenen Blättern, die gespannten Fäden eines monumentalen Spinnennetzes, die riesigen grau-grünen Schirmblätter eines Rhabarbers, und über allem eine feine Staubschicht: der ideale Ort, um sich im Halbdunkel zu verstecken und unerwartet hervorzuspringen. Oliver, der Schrecken der Savanne, die Geißel sämtlicher fliegender und kreu-chender Kreaturen, würde sich hier prächtig amüsieren und mit theatralischer Grausamkeit nach seinen tausend imaginären Beutetieren schnappen.

Kein Vergleich zu dem armseligen Fleckchen Dschungel, das Amedeo in einer Ecke der Terrasse vor seinem Zimmer für ihn angelegt hat. Ein Topf mit violetten, von den mörderischen Klauen zerfetzten Hortensien, eine traurige Geranie, deren knallrote Blütenblätter überall auf dem Boden verstreut liegen wie Blutstropfen, ein verzweifelt den Pfotenwischern Widerstand leistender Efeu, ein Rosmarin mit verdrehtem, holzigem Stamm, dessen dornenharte Nadeln sich Tag und Nacht dem König des Waldes und seinen Krallen entgegenstellen.

Vor zwei Wochen hat Amedeo auf dem Heimweg von der Schule an einem Verkaufsstand eine Pflanze mit breiten, dicken Blättern entdeckt und ein halbes Wochentaschengeld investiert, um sie unter den neugierigen Blicken der Nachbarn nach Hause zu schleppen. Wie die Pflanze heißt, weiß er nicht, auch nicht, ob sie Sonne oder Schatten, viel oder wenig Wasser braucht, ob und wie oft sie gedüngt werden muss. Er hat sie gesehen und musste sofort an die von Kugeln zerfetzten Palmen und Bananenstauden aus dem Kriegsfilm denken, den er am Vormittag in der Vertretungsstunde gesehen hatte. Die ist perfekt, hatte er gedacht. Und tatsächlich, als er sie auf ihren Platz hinter der Hortensie stellte, herrschte auf ihrer Terrasse in Mai-

land-Süd plötzlich die gleiche düstere Atmosphäre wie in *Apocalypse Now*.

»Miau«, hatte Oliver, der Kriegsherr, sich bedankt. Vorsichtig umrundete er den Topf, betastete mit seinen Vorderpfoten den Rand, schnupperte ausgiebig und legte sich in Windeseile eine neue Strategie und Taktik zurecht, mit der neuen Pflanze als Vorposten. Seitdem hockt er unter einem Blatt und wartet darauf, dass der Feind sich blicken lässt (gewöhnlich Amedeos Schuh). Oliver schießt hervor, zerreißt mit einem unwiderstehlichen Karateschlag das Blatt und landet mit seinem ganzen Gewicht auf der Beute, die nicht mehr vor und zurück kann. Nach zwei Wochen der Hinterhalte und erbarmungslosen Kämpfe war die Pflanze am Ende. Und ich brauche neue Schnürsenkel, denkt Amedeo, als er auf seine Sneakers schaut.

Dem Ingenieur ist es nicht bewusst, aber zwei Tage ohne Oliver ist der Gipfel der Folter. Zwar hat Tante Alice versprochen, sich um ihn zu kümmern, aber kümmern heißt bei Tante Alice füttern und Katzenklo saubermachen, und das wars. Von Oliver's geheimen Vorlieben hat sie keinen Schimmer. Wie er am Bauch gekrault werden will, wo er das rote Bällchen versteckt, welcher grenzenlosen Hass er gegen die blaue Stoffmaus, gegen den fettleibigen Kater Sandokan von unten und gegen den ab-

scheulichen Chihuahua von oben hegt. Was weiß Tante Alice schon von der unerwiderten Liebe, die jeden Morgen an Olivers kleinem Herzchen zerrt? Was weiß sie von den schmachtenden Blicken und den Seufzern, die er jedes Mal von sich gibt, wenn er durch die Gitterstäbe des Balkons die Pudeldame Lucy in ihrem gehäkelten Mäntelchen über den Bürgersteig trippeln sieht?

Nichts, gar nichts weiß Tante Alice. Sie wird in diesen zwei Tagen für niemanden Augen haben außer für Lore. Ins Kino wird sie ihn schleppen, um einen *intelligenten* Zeichentrickfilm anzuschauen, und in eine Buchhandlung in der Innenstadt, die auf Kinderbücher mit französischen Bildunterschriften spezialisiert ist. Sie wird ihn Fruchtsäfte trinken und Bio-Chips essen lassen, die nicht frittiert sind, sondern gebacken. Zu einem ihrer »Weltrettungstreffen« wird sie ihn mitnehmen und so sehr mit der Rettung der Welt und Lores »gesunder Ernährung« beschäftigt sein, dass sie darüber Oliver vergessen wird. Der Gedanke versetzt Amedeo einen solchen Stich, dass er ein Rhabarberblatt packt und zerreißt.

Unterdessen verstaubt Ingenieur Ghisleri die gefüllte Wasserflasche in einer Tasche seines Rucksacks, holt die Tüte mit seinen Stiefeln aus dem Kofferraum und beginnt sich umzuziehen.

»Ame!«, ruft er.

Widerwillig macht Amedeo es ihm nach. Es dauert eine Ewigkeit, bis er seine Stiefel geschnürt hat. Und noch eine Ewigkeit, bis er die Schultergurte seines Rucksacks angelegt und eingestellt hat. Das macht er absichtlich, in der Hoffnung, dass der Ingenieur die Geduld verliert. *Du wolltest doch unbedingt hierherfahren. Ich wäre liebend gern mit Oliver zu Hause geblieben.* Mit dem Rucksack auf den Schultern und einem endlosen Gitarrensolo in den Ohren schlurft er zu den Schildern, zieht sein Handy aus der Tasche und macht ein Foto.

Er merkt nicht, dass der Ingenieur ihm gefolgt ist, er spürt nur die sanfte Bewegung, mit der sein Vater die Kopfhörer abstreift und ihm das Handy aus der Hand nimmt. »Das bleibt hier«, sagt er. Er schaltet das Gerät aus, legt es ins Handschuhfach und wendet sich wieder zu dem Jungen. Hinter der Stirnlocke sind die Lippen zu einem Schlitz zusammengezogen, die Augen glühen.

»Die nächsten zwei Tage gibt es hier nur uns beide, Ame, dich und mich. Finde dich damit ab.«